Südostdeutsche Vierteljahresblätter

Schlacht bei Marienburg

Sonderdruck

aus Heft Nr. 4 / 1962

ikgs

Die Bedeutung der Schlacht bei Marienburg
(16. Oktober 1612)

Von Albert Hermann

„Wo keine Scham, keine Gerechtigkeit, keine Gottesfurcht, keine Zucht und Ehrbarkeit ist, da ist das Reich schwankend ..."
Michael Weiß am 26. Januar 1612 an den Fürsten Gabriel Báthory

„Wenn das ganze Land auf uns kommen sollte, so haben wir, sie zu speisen; der Pfeffer liegt in den Mörsern und Stücken; komme nur, wer da kommen will. Denn das ist gewiß, daß wir entweder ehrlich in unsern Freitümern leben oder ehrlich sterben wollen."
Michael Weiß, 1612

Die Schlacht, die *vor 350* Jahren bei Marienburg fünfundzwanzig Kilometer nördlich von Kronstadt in der Südostecke Siebenbürgens mit einer Niederlage des Kronstädter Heeres endete, hatte in der Geschichte der Siebenbürger Sachsen dennoch eine sieghafte Bedeutung: mit ihr erreichte eine für das Deutschtum des Landes sehr gefährliche Entwicklung ihren Tief- und zugleich den Wendepunkt, der die Kräfte weckte, welche die Bedrohung bald beseitigten und neuen Aufstieg ermöglichten. Um die vielen Faktoren, die an den zur Schlacht hinführenden Ereignissen und an den aus ihr hervorwachsenden beteiligt waren, aufzuzeigen, muß auf die Stellung der Sachsen in Siebenbürgen und dessen Rolle inmitten der südosteuropäischen Geschehnisse jener Zeit und nicht zuletzt auf die Hauptpersonen, die sich gegenüberstanden, *Gabriel Báthory* und *Michael Weiß*, eingegangen werden.

Als der ungarische *König Geisa II.* (1141—1162) deutsche Einwanderer nach Siebenbürgen berief, gehörte dieses Land zwar zu Ungarn, war aber keineswegs ein gesicherter Besitz der Krone. Im Osten siedelten die Székler, ein madjarischer Grenzstamm, im Inneren befanden sich madjarische Stützpunkte, aus denen die späteren Adelssitze hervorgingen. Beide Niederlassungsarten genügten nicht, die zwei vordringlichsten Aufgaben wahrzunehmen: die Verteidigung und die Erschließung Siebenbürgens. Die deutschen Einwanderer dagegen waren wehrhafte Bauern und Bürger, daher für beide Aufgaben geeignet. Damit sie sie auch erfüllen könnten, stattete der König die Ankömmlinge mit Rechten und Freiheiten aus, doch bildeten diese vorerst keine politische Gemeinschaft, die aber für sie umso erstrebenswerter sein mußte, als sie selbst nicht so eng geschlossen einsiedelten, wie es für ihre volkhafte und politische Selbstbehauptung wünschenswert gewesen wäre. Zwar lag der Großteil ihres Gebietes im Mittelteil Siebenbürgens, freilich zertrennt in mehrere selbständige Gaue, und zwischen denen gab es zerstreut madjarischen Adelsbesitz. Eine andere Gruppe war weitab in Nordsiebenbürgen seßhaft geworden.

Erst *König Andreas II.* gewährte den Zusammenschluß der mittelsiebenbürgischen Siedlungen zur politischen Einheit 1224 in einer Urkunde, die mit Recht die Bezeichnung *„Goldener Freibrief"* erhielt. Die Deutschen dieser Gaue waren fortab dem König unmittelbar unterstellt, als dessen Statthalter der Graf von Hermannstadt amtierte. Richter (nicht bloß Gerichtsherren, sondern auch Beamten) und Pfarrer durften sie sich

ikgs

selbst wählen und die eigenen Angelegenheiten selbst verwalten. Die Abgaben an die Kirche floß ihren Geistlichen zu, nicht dem Bischof. Steuern hatten sie nur dem König zu zahlen, ihm allein Heeresfolge zu leisten; dies und sogar, wie oft der König von ihnen Bewirtung beanspruchen durfte, legte jene Urkunde genau fest.

Kurz vor dieser Rechtsverbriefung war im *Burzenland,* in der Südostecke Siebenbürgens, ein drittes deutsches Siedlungsgebiet mit Kronstadt als Vorort aus einer kurzen Anwesenheit des Deutschen Ritterordens entstanden, auf das wie auf die Deutschen Nordsiebenbürgens der Andreanische Freibrief erst 250 Jahre später ausgedehnt wurde. Die *Universitas Saxonum* oder *Sächsische Nationsuniversität* (Volksgesamtheit) bildete sich jetzt, eine der ältesten demokratischen Einrichtungen Europas; *eine eigenständige deutsche Republik.*

Natürlich ist dies nicht auf eitel Großmut des ungarischen Königs zurückzuführen, sondern auf ernste staatsmännische Überlegungen und politische Notwendigkeiten. In Krieg und Frieden hatten sich die Sachsen bewährt, waren ein unentbehrliches Glied des Staatslebens geworden; sie bebauten den Grund besser als andere Landeseinwohner, Gewerbe und Handel lagen fast ganz in ihrer Hand, und sie pflegten und vermittelten die Kulturgüter Westeuropas. Ihr durch Arbeit erworbener Wohlstand kam Gesamtungarn zugute und ermöglichte es ihnen, zu dessen Verteidigung wohlaugerüstete, gut geführte Heere, dazu Waffen und Kriegsgerät samt bedeutenden Geldmitteln aufzubringen. Schon oft hatten sie sich auch in offener Feldschlacht bewährt. Ihre befestigten Städte und Kirchenburgen waren die einzigen Wehrbauten, die feindlichen Anstürmen standzuhalten vermochten, und selbst wenn sie fielen, Felder und Dörfer vernichtet lagen, immer bauten die Sachsen das Zerstörte wieder auf. Außerdem wußten sie politische Gegebenheiten klug zu nutzen. Ihre Rechte und Freiheiten verteidigten sie, wenn nötig, selbst gegen den König, dem sie sonst die zuverlässigste Stütze waren, besonders gegenüber dem oft aufsässigen Adel. Von diesem und von den Széklern vielfach beneidet, schlossen sie dennoch mit ihnen zum Schutze erworbener Rechte und der gemeinsamen Sicherheit ein Bündnis, das mehrmals erneuert auch die gegenseitigen Beziehungen regelte. So hatten sich in Siebenbürgen *drei Stände* (auch „Nationen" genannt) entwickelt, von denen das Geschick des Landes weithin abhing.

Damit war die Verfassung des *Fürstentums Siebenbürgen* vorgezeichnet, das entstand, als nach der unglücklichen Schlacht bei Mohács 1526 das Königreich Ungarn zerfiel. Das Ergebnis der nachfolgenden langen, unheilvollen Kämpfe war, daß die Habsburger West- und Nordungarn, die Türken die Mitte behielten, und Siebenbürgen unter einem einheimischen Wahlfürsten, der Pforte zwar tributpflichtig, formell selbständig wurde. Die *Verfassung,* ebenfalls unter schweren Geburtswehen geformt, fußte auf den drei gleichberechtigten Ständen, die im Landtag beisammensaßen; jeder konnte durch „Verweigerung des Siegels" das Zustandekommen eines Gesetzes vereiteln. Innerhalb des eigenen Gebietes verwalteten sich die Stände autonom, die Sachsen im Sinne ihrer vor Jahrhunderten errungenen Rechte und Freiheiten.

Das Fürstentum Siebenbürgen, *zwischen* zwei Großmächten, *dem Deutschen Reich und dem islamischen* gelegen, war deren Zankapfel von Anbeginn; je nachdem, wieweit sie anderswo beansprucht waren, griffen sie mehr oder weniger in sein Geschick ein. Aber auch die Fürsten konnten je nach Begabung durch geschickte Ausnützung der politischen Konstellation weit über ihre Grenzen hinaus Geltung gewinnen oder durch kleinliches Lavieren zwischen Kaiser und Sultan allerlei törichte Kriegsverwicklungen vom Zaun brechen. Zum Hexentanz verwucherten sich diese Zustände um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert, als z. B. ein Fürst innerhalb weniger Jahre dreimal die Herrschaft übernahm und sie sich dreimal von den Habsburgern wieder abkaufen ließ. Dabei mischte sich der Rumänenfürst Michael als Kaiser Rudolfs Verbündeter ein, ver-

ikgs

wüstete Siebenbürgen und beanspruchte es schließlich für sich. Gegen ihn marschierte der kaiserliche General Basta vor, doch dessen Truppen führten sich so schändlich auf, daß sich ihm sogar die sächsischen Städte verschlossen und ein allgemeiner Aufstand die beinahe schon gesicherte Herrschaft Habsburgs abschüttelte.

In diesen Wirrwarr von Parteiungen, Intrigen und Kämpfen hineingezogen, neigten die Sachsen nach Wesen und Gesinnung dem Westen zu, wiewohl von Habsburg oft im Stich gelassen. Sie wurden dieser Haltung wegen von den zwei anderen Ständen angegriffen, zumal sie ihre Rechte zäh verteidigten. Von Feind und Freund bedrängt, weil bei ihnen selbst in Notzeiten „etwas zu holen war" oder weil man annahm, sie besäßen noch volle Säckel, erfaßte doch die allgemeine Unsicherheit nicht selten auch sie und bewirkte Uneinigkeit der Ansichten und, was bedenklicher schien, Uneinheitlichkeit des Handelns.

Der politischen Demoralisierung war es wohl zuzuschreiben, daß die Stände am 4. März 1608 *Gabriel Báthory* zum Fürsten wählten, obwohl sie seinen Charakter kannten und ernste Warner nicht fehlten. Indessen, Kaiser und Sultan erkannten ihn an, und er gelobte, gesetzlich zu regieren.

Er war achtzehn Jahre alt, überreich begütert, Träger eines stolzen Namens und ein typischer Vertreter jener madjarischen Magnaten, die im Staatsdienst nur die eigene Geltungssucht zu befriedigen trachteten. Die Chronisten nennen ihn *„stolz, ehrgeizig, gottlos, meineidig"*, *„Siebenbürgens Pest"* und *„Liebhaber aller Schelme und Dieberei"*. Der Historiker Friedrich Müller schreibt über ihn: *„Er ist hochbegabt an Körper und Geist. Aber es fehlt seinen Kräften zu geschlossener Betätigung Ziel und Richtung."* Mit Verstandesschärfe verband er Energie und Ehrgeiz, aber auch Zügellosigkeit sonder Maß. Das hatte zur Folge, daß seine Planungen nicht aus ernster Überlegung, sondern aus augenblicklichen Eingebungen hervorgingen und sich selbst oft durchkreuzten.

Die Befürchtungen, die viele vor seiner Wahl hatten, erfüllten sich sehr bald. Seine Willkür verursachte eine Adelsverschwörung, die entdeckt wurde. Ihre Führer fielen unter dem Beil, die Mehrzahl der Teilnehmer floh. Es kennzeichnet ihn, daß fast alle, die sich in seiner Umgebung gegen ihn wendeten, es taten, weil er ihren Ehefrauen nachgestellt hatte. Sein einflußreichster Ratgeber erwarb und behielt die Vertrauensstellung, weil er seine schöne Frau dem Fürsten überließ.

Báthory waren die Sachsen von Anfang an ein Dorn im Auge. Bei ihnen vermutete er mehr Geld, als sie nach dem Unheil der letzten Jahre besaßen. Ihr auf Recht, Ordnung und auf das Festhalten an ihren Freiheiten gerichtetes, bedächtiges Wesen widersprach seiner Art schlechthin. Solche Gegensätze mußten aufeinanderprallen.

Die Sachsen stimmten dem von ihm geplanten Bündnis mit der Moldau nur zögernd zu, weil es sich gegen die Walachei richtete, mit der sie enge wirtschaftliche Beziehungen hatten, und bewilligten eine außerordentliche Steuer von 25 000 Gulden erst, als er versprach, nie wieder eine widerrechtliche Sonderabgabe von ihnen zu verlangen. Schon im nächsten Jahre, 1610, forderte er aber ein Darlehen von 100 000 Gulden, ließ sich indessen von der Nationsuniverität mit einem Geschenk von 10 000 Gulden abfinden. Noch im selben Jahr berief er einen Landtag nach *Hermannstadt* ein und erschien dort mit einem Heer von 20 000 Mann, mit dem er gegen die Walachei zu ziehen gedachte. Es ist unklar, weshalb der Rat den Einzug dieser Scharen duldete. Es geschah gegen das geltende Recht, gegen vielfache Warnung und gegen die Ansichten der Bürgerschaft. Der Rat beschwichtigte die Bevölkerung noch, als sie sogar während des Truppeneinzugs die Tore schließen wollte. Der Fürst kam allerdings am Ende des Zuges, so daß er eine solche Maßnahme als gegen sich gerichtet hätte deuten können.

Drei Tage ließ sich Báthory vom Rat bewirten, dann forderte er die Schlüssel der Tore und Türme. Widerstand dagegen war jetzt zu spät. Seine Soldaten besetzten

ikgs

die Befestigungen. Trotzdem klagte er die Stadt vor dem Landtag des Hochverrates an. Falsche Zeugen wurden, teilweise mit Todesdrohungen, gewonnen, nur der Kronstädter Michael Weiß war nicht einzuschüchtern. Alle Bürger Hermannstadts befand man des Todes schuldig. Der Fürst erklärte sich bereit, sich mit 147 Opfern zufriedenzugeben, hierauf sogar nur mit einem Lösegeld von 100 000 Gulden und, als die Summe nicht aufgebracht werden konnte, mit 50 000. Der Landtag mußte ihm die Stadt als Residenz zusprechen und ihr öffentliches Gut der fürstlichen Kammer überlassen. Die Bürger hatten alle Waffen auszuliefern. Das Rathaus wurde geplündert, die dort aufbewahrten Schriften vernichtet. Selbst der Gebrauch der Kirchen blieb den Sachsen bis auf ein Mindestmaß verwehrt. Zugleich quälten die zuchtlosen Truppen die Bevölkerung unsäglich nach dem Beispiel des Fürsten, der ihnen mit Wüstheit voranging.

All dies ereignete sich, sehr aufschlußreich für Báthory, obwohl er die Walachei erobern wollte; er beraubte sich selbst einer der wichtigsten Produktionsstätten und einer der stärksten Festungsanlagen, denn der Haufen, den er als Besatzung zurückließ, als er nach zwanzig Tagen weiterzog, war kaum willig noch fähig, die Stadt so zu verteidigen, wie es ihre eigenen Bürger getan hätten, die der Fürst ein Jahr später fast alle austreiben ließ.

Zu Weihnachten kam er ins Burzenland. Von zwei früheren Besuchen in Kronstadt kannte man ihn dort und versuchte, ihn mit Geschenken von einem neuerlichen Besuch abzubringen. Sein Ratgeber empfing 2500, er selbst 4500 Dukaten. Dafür verzichtete er die Stadt zu betreten und drang in die Walachei ein, wohin ihm Kronstadt Lebens- und Kriegsmittel nachliefern mußte. Er vertrieb den Woiwoden *Radul Serban* und wütete drei Monate in dessen Land, praßte nach der Rückkehr im Mai 1611 drei Tage in Kronstadt, das seine Truppen aber nicht einließ, die sich in der Umgebung mit Plünderungen befriedigten.

Die Seele des Widerstandes gegen den Wüterich war *Michael Weiß*, ein hochbegabter, tatkräftiger Mann, der alle Eigenschaften besaß, die Báthory fehlten, um eine sittliche Persönlichkeit zu sein. In Mediasch geboren, war Weiß der Sohn einer Tochter dieser Stadt und eines Vaters, der aus Eger in Böhmen stammte; er besuchte die Schule des Heimatortes, nachher zwei Jahre lang das Jesuitenkollegium in Klausenburg und begleitete, nachdem seine Eltern kurz hintereinander an der Pest gestorben waren, als Sekretär den kaiserlichen Obersten Grafen von Hardeck, durch den er in die Hofkanzlei in Prag kam. Dort lernte er das politische Getriebe kennen und zeichnete sich so aus, daß *Kaiser Rudolf* den Zwanzigjährigen adelte. Sein Wesen verdeutlicht sich uns, wenn man beachtet, daß weder die Erziehung im Jesuitenkollegium noch die katholische Atmosphäre am Kaiserhof noch die Verlockungen einer sich ihm anbietenden glänzenden Karriere ihn dazu vermochten, den evangelischen Glauben aufzugeben und die Heimat zu vergessen.

Er kehrte 1590 nach Siebenbürgen zurück und wählte auf den Rat von Freunden seinen Wohnsitz in Kronstadt, wo er bald heiratete, ein Jahr darnach Hundertmann wurde und schon 1594 die Stadt auf dem Landtag in Klausenburg vertrat. Fortan reiste er wiederholt als Mitglied von Gesandtschaften des Fürsten oder Kronstadts in die Moldau, Walachei und nach Konstantinopel und knüpfte überall mit maßgebenden Persönlichkeiten Verbindungen an. In Kronstadt wurde er indessen Ratsherr, 1608 Stadthann. Im selben Jahr erwarb er, ein Freund der Wissenschaft und Literatur, eine reiche Büchersammlung für das Gymnasium. Die Nationsuniversität betraute ihn mit der Vertretung der sächsischen Angelegenheiten bei Verhandlungen mit den Ständen. Dabei lernte er jene Männer kennen, die in der Landespolitik eine Rolle spielten, bekam Einblick in die Probleme dieser Politik und vermochte ihre über die Grenzen hinausfassenden Wege zu verfolgen. Das ergibt sich aus seinen deutsch, lateinisch und madja-

ikgs

risch geschriebenen Aufzeichnungen deutlich. Dieses *„Liber annalium"* berichtet besonders ausführlich über die Ereignisse von 1602 bis 1610.

Báthory verwendete nach seinem Regierungsantritt Weiß wiederholt zu diplomatischen Missionen; von ihm erfuhr er auch die Bestätigung seiner Wahl durch die Pforte. An gutem Willen zur Zusammenarbeit fehlte es bei Weiß also nicht, doch die fürstliche Politik gegen die Sachsen trübte das Verhältnis und brachte den endgültigen Bruch, als Hermannstadt geraubt war und man Weiß ansann, falsches Zeugnis gegen die unglücklichen Volksbrüder abzulegen.

Im Mai 1611 sammelte der Fürst wieder ein Heer, dem in Massen Heiducken aus Ungarn zuströmten, angelockt davon, daß Báthory Plünderungen unbegrenzt duldete. Es hieß, es gehe nochmals gegen Serban, der inzwischen die Walachei zurückerobert und sich mit dem Woiwoden der Moldau verbündet hatte. Weiß freilich hatte durch seine Verbindungsleute erfahren, daß der Fürst gegen Kronstadt etwas im Schilde führte. Tatsächlich versuchte der Anführer einer im Burzenland einmarschierten Vorausabteilung in die Stadt mit List einzudringen, was mißlang. Als Báthory eintraf und etwa 10 Kilometer vor Kronstadt lagerte, sandte ihm der Rat Verpflegung, verweigerte ihm aber den Einlaß. Serban aber wartete den ihm zugedachten Besuch nicht ab, er erschien vor Kronstadt und *brachte Báthory eine empfindliche Niederlage bei.*

Gleichzeitig rückte aus Ungarn *Sigismund Forgács* in des Kaisers Namen in Siebenbürgen ein, doch er und Serban zögerten nun. Anstatt Hermannstadt gemeinsam zu entsetzen, verhandelten sie und zogen ab, als ihnen das Nahen eines türkischen Heeres gemeldet wurde, das bald darauf vor Kronstadt Lager schlug, wohin auch Báthory aufbrach, um mit den Osmanen die allein stehende Stadt zu überwältigen. Unterwegs bemächtigte er sich *Mediaschs,* erhob ein Lösegeld von 12 000 Gulden und plünderte die Stadt trotzdem. Um nicht zu spät nach Kronstadt zu kommen, verschonte er *Schäßburg,* und traf doch zu spät ein, denn es war Weiß inzwischen gelungen, den türkischen Pascha zum Abzug zu bewegen. Allein vermochte der Fürst nichts auszurichten, als die Vorstädte niederbrennen und das Burzenland verheeren zu lassen, ein von Széklern und Rumänen besorgtes Geschäft, das zum Abfall mehrerer Gemeinden von der Stadt führte.

Im Jahre 1612 wurde Weiß *zum regierenden Stadtrichter* gewählt. Im Februar rief Báthory das Land gegen Kronstadt auf und forderte deren Übergabe von Weiß. In seiner Antwort erinnerte dieser an die Treue, die er dem Fürsten erwiesen, führte die Gründe an, weswegen er ihm widerstehe und ermahnte ihn zur Rückkehr auf den Weg des Rechtes. An den Rat von Marienburg und an den Königsrichter von Reps, die ihre Vermittlung anboten, schrieb Weiß: *„Das ist gewiß, daß wir entweder ehrlich in unseren Freitümern leben oder ehrlich sterben wollen"*. Damit ist das Wesentliche ausgesprochen: ohne ihre Rechte mußten die Sachsen untergehen, und Kronstadt war die letzte Bastion einer freien Zukunft.

Báthory entschlossen, die Stadt zu nehmen, kam im März wieder. Kleinmut, Uneinigkeit und Verrat brachten den Rest der Burzenländer Gemeinden mit ihren Burgen in seine Hand, sogar die *Törzburg,* die den Paß in die Walachei schützte, als uneinnehmbar galt und von Kronstädter Vögten befehligt war. Nur der Ort *Honigberg* schloß seine Kirchenburgtore, als er erfuhr, was Báthory den Unterworfenen antun ließ. Die Vögte der Törzburg ließ der Kronstädter Rat bald nachher grausam hinrichten. Der Fürst, keiner konsequenten Handlung fähig, zog sich nach Hermannstadt zurück, berief einen Landtag ein, der ihm die Mittel beschaffen sollte, die widerspenstige Stadt zu bezwingen. Die Stände versuchten ihn milder zu stimmen und schickten zur Verhandlung Abgeordnete aller drei Nationen nach Kronstadt. Die erhielten von der in der Hauptkirche versammelten Gemeinde auf die Frage, ob Báthory als Fürst an-

ikgs

erkannt werde, ein entschiedenes „Nein" zur Antwort. Dazu mag beigetragen haben, daß aus Konstantinopel günstige Nachrichten eingetroffen waren. Dorthin hatte Báthory nämlich *Andreas Giczy* um Hilfe gegen Kronstadt geschickt. Doch Giczy strebte selbst nach dem Fürstenhut, beeinflußte den Sultan gegen Báthory und erhielt auch weitgehende Versprechungen. Inzwischen hatte Schäßburg den Kaiser vergebens zur Hilfe gerufen.

Kronstadt war zum Äußersten entschlossen. Fußknechte und Reiter wurden in Sold genommen und Giczy als ihr Feldhauptmann angeworben. Im Kleinkrieg gegen die Székler und Báthorys Besatzungen in den Burgen der Dörfer siegte die Stadt und befreite fast das ganze Burzenland. Was aber nun Weiß veranlaßte, die große Entscheidung in einer Feldschlacht zu suchen, ist nicht erkennbar. Nach dem, was in anderen sächsischen Orten geschehen war, läßt sich vermuten, daß er mit seiner Unnachgiebigkeit gegenüber Báthory in Kronstadt nicht nur Zustimmung fand, zumal er kein Kind der Stadt war, und daß sein Verhalten, ihm von den Umständen aufgenötigt, manchmal diktatorisch gewesen sein mag. Auch war Giczy kein vertrauenswürdiger Mann. Vielleicht dünkte es Weiß besser, ihn beim neuerlichen Herannahen des Fürsten nicht innerhalb der Stadtmauern zu haben, besonders da die Söldner ebensowenig verläßlich schienen.

So zogen am 8. Oktober 1612 etwa 3000 Mann mit 6 Geschützen aus der Stadt dem Feind entgegen, an der Spitze Michael Weiß und Giczy. Erst wollte man die Székler angreifen, die aber begannen zu verhandeln, um Zeit zu gewinnen, und riefen den Fürsten herbei. Auf die Kunde davon riet Giczy zum Rückzug. Weiß widersprach. Sie überschritten am 15. Oktober den Altfluß und bekamen auf dem westlichen Ufer Fühlung mit den an Zahl weit überlegenen Heiducken Báthorys unter der Führung von Stefan Török.

Kaum hatte Giczy *am 16. Oktober* die Schlachtordnung bei Marienburg aufgestellt, als Török angriff. Ohne in den Kampf zu treten, rissen die walachischen Hilfsvölker Kronstadts sofort aus, Giczys madjarische Söldner folgten ihnen. Vergebens bemühten sich Weiß und Giczy die Flüchtenden aufzuhalten. Ein Widerstand der verratenen Sachsen gegen die Übermacht der Heiducken, die jeden Gegner niedermetzelten, ob er sich wehrte oder nicht, erwies sich sofort als sinnlos. Die Flucht wurde allgemein. Giczy vermochte sich zu retten. Als Weiß erkannte, daß alles verloren war, wendete er, nur von einem Diener begleitet, das Roß. Es stürzte im angeschwollenen Burzenbach. Da waren die Heiducken schon heran. Nach kurzem Kampf fiel Weiß. Sein Diener entkam. Der Leiche schnitten die Reiter den Kopf ab und überbrachten ihn Báthory nach Hermannstadt. Unter den sehr argen Verlusten der Kronstädter verdienen die *neununddreißig Gymnasiasten* Erwähnung, die den Tod erlitten. Vierzig waren ausgezogen, nur einer blieb am Leben, weil er verwundet unter den Leichen seiner Gefährten lag. Heute erinnert ein einfaches Denkmal auf dem *Studentenhügel* bei Marienburg an das Opfer der Jünglinge.

Die verlorene Schlacht bei Marienburg wurde zur Wende im tragischen Niedergang der Sachsen. Was Weiß vielleicht befürchtet hatte, daß eine Belagerung Kronstadts eine zu harte Probe für die Bürgerschaft sein könnte, verwirklichte sich nicht. Was er nach der Niederlage als Lebendiger gewiß nicht vermocht hätte, bewirkte sein Tod: eine nahtlose Einigkeit! Sie findet in den Worten eines Chronisten Ausdruck, der berichet: *„Etliche beweinten ihre Brüder, etliche ihre Männer, andere ihre Kinder; es beweinte aber jeder Herrn Michael Weiß"*.

Die Stadt ergab sich nicht. Sie bat nochmals den Sultan um Hilfe, andere sächsische Körperschaften taten dasselbe beim Kaiser. Und das absurd Anmutende geschah, beide sich urfeindlichen Herrscher mahnten Báthory zur Vernunft, dem unter seinen Anhän-

ikgs

gern immer mehr Widersacher erwuchsen. Er sah sich gezwungen, durch der Stände Vermittlung mit Kronstadt Frieden zu schließen, das sich dazu bereit erklärte, da weder vom Kaiser noch vom Sultan greifbare Unterstützung kam, doch mußte der Fürst geloben, die Rechte der Stadt zu achten und die von ihm noch besetzten Burgen des Burzenlandes freizugeben. Dafür bezahlte ihm der Rat 3000 Gulden. Die Stände bestätigten den Friedensschluß mit ihren Siegeln.

Den Fürsten rettete die verspätete Einsicht nicht. Die Pforte, wo er nur der „Narr" hieß, drängt auf Wahl eines anderen Fürsten. Der Adel wandte sich *Gabriel Bethlen* zu. Báthory floh nach Großwardein und wurde nahe der Stadt von seiner Begleitung ermordet, wahrscheinlich nicht ohne Mitwirkung von Giczy, der sich ihm nach der Schlacht bei Marienburg wieder angeschlossen und gegen die Sachsen gehetzt, doch jetzt seinen Sinn nochmals geändert hatte. Wie dem sei — er schickte die Botschaft vom Ende des Tyrannen nach Klausenburg, wo die Stände noch versammelt saßen, nachdem sie Bethlen zum Fürsten gewählt hatten.

Die todesgefährliche Krise der Sachsen war vorüber, doch nicht überwunden. Ihre Städte und Gaue hatten sich in der Schreckenszeit recht verschiedenartig verhalten; damit war, teils durch Schuld, teils durch die von Báthory angewendete Gewalt, ihre Rechtslage verändert, denn der Fürst hatte seine Maßnahmen stets vom Landtag bestätigen lassen und somit neues Recht geschaffen. Jetzt zeigte sich, wie wertvoll Kronstadts Durchhalten war. Es hatte an Rechten und Freiheiten keine Einbuße erlitten. Und von ihm und von Schäßburg ging der Wiederaufbau der Sächsischen Nationsuniversität aus. Es galt, sie in zähem Ringen nach außen in die einstige Position emporzuheben, doch auch innere Erneuerung war nötig. All dies gelang der „Nation", während Gabriel Bethlen regierte, dessen staatsmännische Klugheit ihm zur europäischen Bedeutung verhalf; es gelang nicht auf Anhieb, sondern nach und nach, bis der Fürst, der anfangs Widerstand leistete, das Gewicht der Sachsen für Siebenbürgen erkannte; er sagte es mit den Worten: *„Habe ich doch, was mein ist, durch euch. Mein Hemd, meinen Dolman, meine Kleider, meine Schuhe kauft ihr mir. Mit Essen und Trinken erhaltet ihr mich."*

Die Einweihung des Studentendenkmals bei Marienburg im Burzenland

Von Heinrich Zillich

Was man vor sehr langer Zeit leidenschaftlich erlebte, spiegelt sich oft seltsam in der Erinnerung! Das Gedächtnis schied Unwichtiges aus. Nur das Wesentliche blieb haften, freilich immer noch angelichtet von der Erschütterung, die jenes ferne Ereignis einst auslöste.

Entsinne ich mich der Einweihung des Denkmals, das zu Ehren der am 16. Oktober 1612 gegen den Tyrannen Gabriel Báthory und für die siebenbürgische Freiheit bei Marienburg gefallenen Gymnasiasten des Kronstädter Heeres auf ihrem Grabhügel dreihundert Jahre später, vor fünfzig Jahren also, errichtet worden war, so wähne ich ein wogendes goldenes Ährenfeld unter mir zu erblicken, selbst besonnt, beseligt und glücklich.

Das Mahnmal ist ein gedrungener, etwa 12 Meter hoher Turm, der auf einer aus dem Hügel emporgemauerten Terrasse steht, oben mit vier Turmfenstern; rechts und links an seinen Mauern buchten sich Runderker hervor; den einen durchbrechen Bogenfenster.

ikgs

Die Einweihung sollte im Oktober 1912 stattfinden; da es ständig regnete, wurde sie um ein ganzes Jahr verschoben und am 21. September 1913 vorgenommen. Der Aufschub ermöglichte es mir, bei der Feierlichkeit eine winzige Rolle zu spielen, denn nun war ich fünfzehn Jahre alt geworden und Sextaner des Kronstädter Honterusgymnasiums, wo man die Klassen von unten hinauf zählte; ich besuchte also die sechste und gehörte damit als „Fuchs" dem Coetus an, dem fast ordenshaft festgefügten Schülerbund der oberen Klassen, trug die himmelblaue Mütze und als Festkleid den schwarzen Flaus.

Ein Coetist oder „Student", wie man ihn meist hieß, hatte in der deutschen Gemeinschaft Siebenbürgens einen durchaus beachteten Rang, wofür er sich durch klar vorgezeichnete Haltung würdig erwies; das trat unverkrampft in Erscheinung mit einer Sicherheit, wie sie nur von einer sehr alten Tradition ausgeht. Den Coetisten zollte man den mit Liebe vermischten Respekt wie in sehr guten Heeren den Kadetten, in alten Monarchien den Junkern der Fürstenschulen, am Königshof den Edelpagen. Gleich diesen Eliten waren auch sie die kommende Führerschicht. Man verlangte, daß sich bei ihnen die Idealvorstellung vom Wesen des eigenen Volkes besonders sichtbar andeute, doch jugendlich frisch, ohne Muckertum, ein Blütenstrauß von Tugenden wie Volkstreue, Opfersinn, politischer Instinkt, demokratische Überzeugtheit und mehr noch: adlige Gesinnung. Keiner der Jünglinge zog diese Tugenden in Zweifel; sie zu erfüllen, schien eine Lust inmitten einer Gemeinschaft, die so von ihren Gymnasiasten dachte und der es nie eingefallen wäre, ein Denkmal für alle gefallenen Kronstädter der Marienburger Schlacht zu bauen. Nur die geliebten Studenten bekamen es. Allerdings, wer vermochte kühl zu bleiben, vergegenwärtigte er sich, daß von vierzig ausmarschierten Coetisten neununddreißig hatten fallen müssen, von den übermächtig heranstürmenden Madjaren und polnischen Lanzenreitern rasch hingeschlachtet?

Jene Coetisten, die im ersten und zweiten Weltkrieg, auch nicht älter an Jahren, dem Feind meist erfolgreicher standhielten, waren sicherlich besser ausgebildete Soldaten als die Scholaren, die dennoch mit *Michael Weiß* begeistert ins Feld rückten und für die Freiheit der Heimat starben; allein auf die Opferfähigkeit kommt es hier an! Das spürten wir Coetisten des letzten Friedensjahres, ehe Europas Lichter erloschen, überaus stark. Es waren Schüler unserer Anstalt, Studenten wie wir gewesen! Ihr Schicksal ging uns nach. Als man zu ihrem Gedenken in einem Schülerwettbewerb Verse suchte, wurde mein Gedicht zum besten erklärt.

Ich durfte es bei der Einweihungsfeier vom Denkmal herab selbst vortragen. Dabei prägte sich mir das Bild des wogenden besonnten Ährenfeldes ein, an das mich die vielen vielen Tausende erinnerten, auf die ich hinuntersah, auf ein von Fahnen überwehtes Meer der Jugend inmitten eines breiten Uferkranzes zahlloser Erwachsener. Sonderzüge hatten sie aus den deutschen Städten herangefahren, vor allem aus dem nahen Kronstadt. Die Coeten ganz Siebenbürgens, zum erstenmal vollzählig beisammen, waren, der unsere voran, an der Spitze des endlosen Zuges von Vereinen und bäuerlichen Verbänden unter dem blauen Himmel aus Marienburg heranmarschiert in dem für sie charakteristischen präzisen und würdevollen Schritt, und als sie sich wie einst die Krieger auf dem Feld der Schlacht aufstellten, ein riesiger Block rot- und blaubemützter Jünglinge, hatte ich ihn verlassen und war zum Denkmal hinaufgestiegen. Unsere Coetusfahne ging mit, wurde an der Brüstung befestigt und flatterte neben mir.

Die Präfekten der Coeten legten Kränze vor den Stufen nieder; wie ein Stich des Glückes durchfuhr es mich, als ich gewahrte, daß zwei Abgesandte des verbotenen Coetus der deutschen Schüler an den madjarischen Höheren Lehranstalten Kronstadts, die rote Mütze auf dem Haupt, es wagten, sich an der Ehrung zu beteiligen. Es sprachen dann mehrere Würdenträger aus Stadt und Land. Zuletzt rief ich, so laut ich konnte, meine

ikgs

Strophen über das weite Gefild. Doch das überwältigte mich keineswegs. Überwältigend war nur, was ich von oben hatte betrachten können, das Heranziehen der Tausende, und wie das weite abgeerntete Feld sich dichter und dichter anfüllte um den Block der Rot- und Blaumützen! Sonne, Gewoge, Gold! So blieb es in mir haften.

Am Abend präsidierte der Präfekt des Honteruscoetus im Festsaal des später abgebrannten, im Buchenwald des Zinnenberges über Kronstadt gelegenen Schützenhauses den einzigen Kommers, der jemals alle Coeten vereinte, und deren Präfekten geboten an den Quertischen der Haupttafel als Kontrarien. Nach den Reden von Professoren und führenden Männern, die zwischen uns saßen, hielt der Hermannstädter Oktavaner *Fritz Reissenberger* eine glühende, hinreißende Ansprache. Mit angeborener, ganz ungewöhnlicher Beredsamkeit forderte er die Erneuerung unseres Coetuslebens. Zwar wies nachher ein älterer Herr aufs bewährt Hergebrachte hin, es verhallte; allein die Worte des begabten Jünglings blieben wie ein Sonnenpfeil in unseren Herzen stecken, weniger ihrem Sinn und Inhalt nach, sondern als Fanal der blutjungen Generation, die sich durch ihn zu einer neuen Zeit bekannte.

Einer der ersten, den diese neue Zeit hinraffte, als sie bald ihr unerwartetes, ungeheuerliches Antlitz enthüllte, war Fritz Reissenberger; er fiel zu Beginn des Krieges, ein Jahr später. Und nun fielen sie dutzendweise, Jahr um Jahr, die an den langen Kommerstischen gesungen und gelacht hatten.

Das Bild wogender Ähren in mir wurde für lange von einem sich jetzt zusammenschließenden neuen und — weiß Gott! — furchtbar wahren Gesicht verdrängt. Als ich in einem meiner Romane die Denkmalsfeier schilderte, überwältigte es mich, und ich schrieb:

„Niemand wußte, daß der Treueschwur, den hier die Jugend eines Volkssplitters leistete, eine ernstere Vereidigung vorwegnahm, in deren Pflicht vom Schicksal alle schon gestellt waren. Im Zug, der von der Weihestätte singend hinabfloß, marschierten strahlenden Auges die Gezeichneten mit, die in kurzem ohne Sang und Musik, Erde im erkalteten Antlitz, liegen sollten wie die Neununddreißig unter dem Hügel. Die Heeresschau hielt der Tod ab. Hier hatte er sie beisammen, die Jungmannschaft des Wächtervolkes an der Grenze des Abendlandes. Es hatte es bequem. Er zählte aus dichten Reihen seine Beute heraus."

Als mich vor wenigen Wochen die Neugierde darnach überkam, wie jener Tag vor fünfzig Jahren sich in zeitgenössischen Äußerungen spiegelte und ob sie den Inbildern meiner Erinnerung genügten, begann ich zu suchen und trieb Zeitungen mit dem Festbericht auf, mein Tagebuch auch, das den goldwogenden Eindruck des Erlebnisses beschreibt, ach knabenhaft hastig und gleichsam nebenbei, denn breit und zärtlich schildert es allein das Mädchen, das mir damals den Atem beschleunigte; erheitert las ich, daß wir Studenten auf der Heimfahrt nach Kronstadt die Hüte der Mädchen, sie unsere Mützen aufstülpten, offenbar ein Zeichen guten Einvernehmens. Und ich entdeckte sogar mein Gedicht, das die Zeitung „selbstverfaßt, bemerkenswert und schön" nennt; keines der schmückenden Beiwörter stimmt, selbst das erste nur, wenn man etliche sentenzenhafte Zutaten wegstreicht, die mein Deutschlehrer, der unvergeßliche Dr. Dr. h. c. Oskar Netoliczka, dazugepfropft hatte. Aus dem Festbericht erfuhr ich, von wem die Idee zur Errichtung des Denkmals, eines Werkes des Architekten *Fritz Balthes*, ausgegangen war. Vom Marienburger *Pfarrer Johann Imrich*, der die Festrede neben mir stehend gehalten hatte. Und die Kosten hatten die Kronstädter Turner durch eine Sammlung gedeckt, dafür durften sie nach der Weihung ein Schauturnen vorführen, was ich vergessen habe, wohl weil es uns etwas abwegig angemutet haben mochte, und ich las zuletzt einen ausgezeichneten Ausspruch des Kronstädter Bürgermeisters, des nachmaligen Volksratspräsidenten *Dr. Carl E. Schnell;* er rief vom Denkmal hinaus:

„Und sie behielten am Ende dennoch recht, weil sie nie aufgehört hatten zu behaupten, daß sie recht hätten!"

ikgs

Noch ragt der Turm bei Marienburg als Mahnmal der mit dem Tod besiegelten Freiheitsliebe. Er steht heute in enteigneten Feldern und starrt in ein Land, das so unfrei ist wie ein von Gabriel Báthory besetztes Dorf. Es mag mancher, der den Turm erblickt, daran denken, daß dieser Báthory wie Belsazar von seinen eigenen Knechten erschlagen wurde.

Unbekannte Gedichte von Hans Leicht

Werdegang

Kiesel, die die Füße zerreißen,
Und man weint.
Kiesel, die in der Sonne gleißen,
Wenn sie scheint.
Kiesel, die bunten auszulesen —
Knabe bin ich auch gewesen.

Eichen mit Moos und grünen Flechten,
Drunter man träumt,
Eichen, wo man in bitteren Nächten
Hilflos sich bäumt,
Eichen, einst die Stirne zu kränzen —
Jüngling war ich in goldenen Lenzen.

Felsen, hohe Ziele zu stürmen,
Lockende Wand.
Felsen, die die Wege vertürmen,
Blutig berannt.
Felsen, Steine daraus zu hauen —
Lernst du, Mann, aus Kleinem bauen?

*

Die du mit deinem gleichen Gang
Durch alle Irrsal sicher schreitest,
Und schon ein kurzes Leben lang
Mich hin zum guten Schicksal leitest,
Die mir eröffnet früh den Tag
Und abends wortlos ihn beschlossen,
Wenn sorgenvoll noch auf mir lag
Dein Blick, daraus zwei Tränen flossen,

Wie sucht ich dich, du meine Frau,
Mit heißem bittendem Gedenken —
Und langsam fand ich dich und schau
Dein Auge sich in meines senken,
Draus immer Liebe, immer quillt.
Empor, weit über Tag und Nöten,
Erheb ich mir dein gutes Bild,
Um dich in klaren Nächten anzubeten.

*

Ich bin in würdelosen Tagen
Geirrt als Lump, verleumdet und verbannt.
Von hinten ward ich ins Gesicht geschlagen
Von Fäusten, die ich hielt für Freundeshand.
Ich habe mich gefragt mit wilden Fragen
Nach meiner Schuld, und hab sie nicht erkannt.
Dann ward ich still, und habe nicht gestritten,
Ich hab gelernt, geschwiegen und gelitten.

*

Wenn der letzte Mensch
Aus der Kirche ging,
Und der einsame Bettler,
Seinen Rosenkranz
Bergend im Busen, die kalte,
Steinige Treppe verläßt,

Langsam das müde Dämmern
Ganz die dunklen Lider
Schließt zu traumlosem Schlaf:
Schleich ich ungesehn
Durch die verborgene Pforte
Stumm in dein Haus, oh Herr!

ikgs